

## Panel 16: Im Sog der Medien - Perspektiven aus Medienpädagogik und (Medien-)Psychologie

---

*Impulsvorträge: Prof. Dr. Johannes Fromme (Universität Magdeburg), Prof. Dr. Gabriele Franke (HS Magdeburg-Stendal)*

*Diskutierende: Susann Brendler (Suchtberatungsstelle AWO Erziehungshilfe Halle (Saale) gGmbH)*

*Moderation: Helga Meeßen-Hühne (Landesstelle für Suchtfragen im Land Sachsen-Anhalt)*

Prof. Fromme wirft in seinem **Impuls** die Frage auf, inwieweit man bei exzessiver Mediennutzung von z.B. Computerspielsucht oder Internetabhängigkeit sprechen kann und sollte. In den internationalen Klassifikationssystemen ICD 10 und DSM IV existiert keine Kategorie wie Mediensucht, Onlinesucht o.ä. Er kritisiert daher den oft unreflektierten Gebrauch des Begriffes „Mediensucht“, der seiner Ansicht nach vor allem eine von Erwachsenen gebrauchte Metapher für einen (aus ihrer Sicht) übermäßigen Mediengebrauch bei Kindern und Jugendlichen ist. Wissenschaftlich sei der Begriff zumindest sehr umstritten, vielleicht auch gar nicht haltbar. Die Folge bzw. Gefahr sei eine vorschnelle Pathologisierung des Medienverhaltens. Die Frage, was mit Blick auf die Mediennutzung normal oder pathologisch sei, sei von den zugrunde gelegten Definitionen/Kategorisierungen abhängig, und damit letztlich von normativen Entscheidungen. Prof. Fromme erläutert des Weiteren, dass der Begriff „Internetsucht“ (Internet Addiction Disorder) 1995 von Ivan Goldberg als scherzhafte Scheindiagnose erfunden wurde und sich paradoxerweise etabliert habe. Fromme weist jedoch auch darauf hin, dass zwar bei Diagnose und Bezeichnung des Phänomens keine Klarheit herrsche, das Problem der exzessiven Mediennutzung aber durchaus real sei. So gebe es eben Spieler, denen es z.B. nicht gelinge, ihre Zeiten in digitalen Spielwelten so zu regulieren, dass keine negativen Folgen für andere Lebensbereiche wie Schule oder Familie entstehen.

Frau Prof. Franke spricht in ihrem **Eingangsreferat** vom pathologischen PC-/Internetgebrauch, der zur Vernachlässigung sozialer Kontakte, der Selbstsorge sowie zu Entzugserscheinungen führe. Sie weist daraufhin, dass es noch keinen Konsens über die exakte Diagnostik gibt und dass standardisierte Interventionsansätze fehlen. An der Hochschule Magdeburg-Stendal, an der sie in Forschung und Lehre tätig ist, sei das Ziel eine „State-of-the-Art“ PPG-Diagnostik. Rückblickend verweist sie auf die Medienentwicklung, in deren Folge „neuen Medien“ schon immer negative Wirkungen zugeschrieben wurden (Bsp. Lesewut vor 300 Jahren, „Fernsehen macht dumm“). Ausgehend von klinisch-psychologischen Untersuchungen, können Lesen und Radio sowie Fernsehen zu suchtartigem Konsum-Verhalten führen. Das Internet überformt bekannte Verhaltenssuchte wie Sexsucht, Glücksspielsucht oder Kaufsucht. Die Einordnung von Verhaltensweisen als Sucht sei in der Wissenschaft laut Franke umstritten („nicht-stoffgebunden“). Das pathologische Glücksspiel ist als erste Verhaltenssucht in die aktuellen Klassifikationen psychischer Störungen aufgenommen worden (Impulskontrollstörung).

Frau Brendler, verhaltenstherapeutische Suchtberaterin bei der AWO, bestätigte reale Fälle aus ihrer beruflichen Praxis und berichtete, dass Ratsuchende sie mit einem hohen Leidensdruck aufsuchen. Hier lasse sich sehr gut mit der Suchtanalogie arbeiten, die offensichtlich das subjektive Empfinden (bspw. Kontrollverlust, Einengung des Erlebens, Weiterspielen trotz erlebter erheblicher negativer Auswirkungen, fortschreitende Vernachlässigung anderer Interessen zugunsten der Internetnutzung/des Spielens) gut abbilde.

Die sich anschließende **Diskussion** brachte folgende Anregungen:

1. Exzessiver Mediengebrauch ist ein ernstzunehmendes Thema, welches von vielen Seiten verantwortet und angegangen werden muss.
2. Das zunehmende Verschmelzen von Online- und Offlineaktivitäten (z.B. durch Smartphones) muss in der Debatte um exzessiven Mediengebrauch Berücksichtigung finden.
3. Aufklärung/Prävention ist wichtig. Betroffene können bspw. als „Experten“ in Workshops auftreten und so Aufklärungsarbeit leisten und Anerkennung bekommen.
4. Es besteht mit Blick auf die Aufklärung die Sorge bzgl. eines Präventionsdilemmas (= besonders gefährdete Zielgruppen werden nicht erreicht).
5. Medienbildung muss so früh wie möglich beginnen und v.a. den bewussten/reflektierten Medienumgang (und damit auch die Fähigkeit zur Selbstregulation) stärken.
6. Präventionsmaßnahmen dürfen nicht nur auf die kognitive Ebene zielen, sondern müssen auch die emotionale Seite der Mediennutzung ernst nehmen und berücksichtigen. (Der belehrende Zeigefinger ist zu vermeiden.)